

Emanuel Friedlis Bärndütsch

Autor(en): **Greyerz, Otto von / Friedli, Emanuel**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Heimatschutz = Patrimoine**

Band (Jahr): **16 (1921)**

Heft 1: **Bärndütsch**

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-171988>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

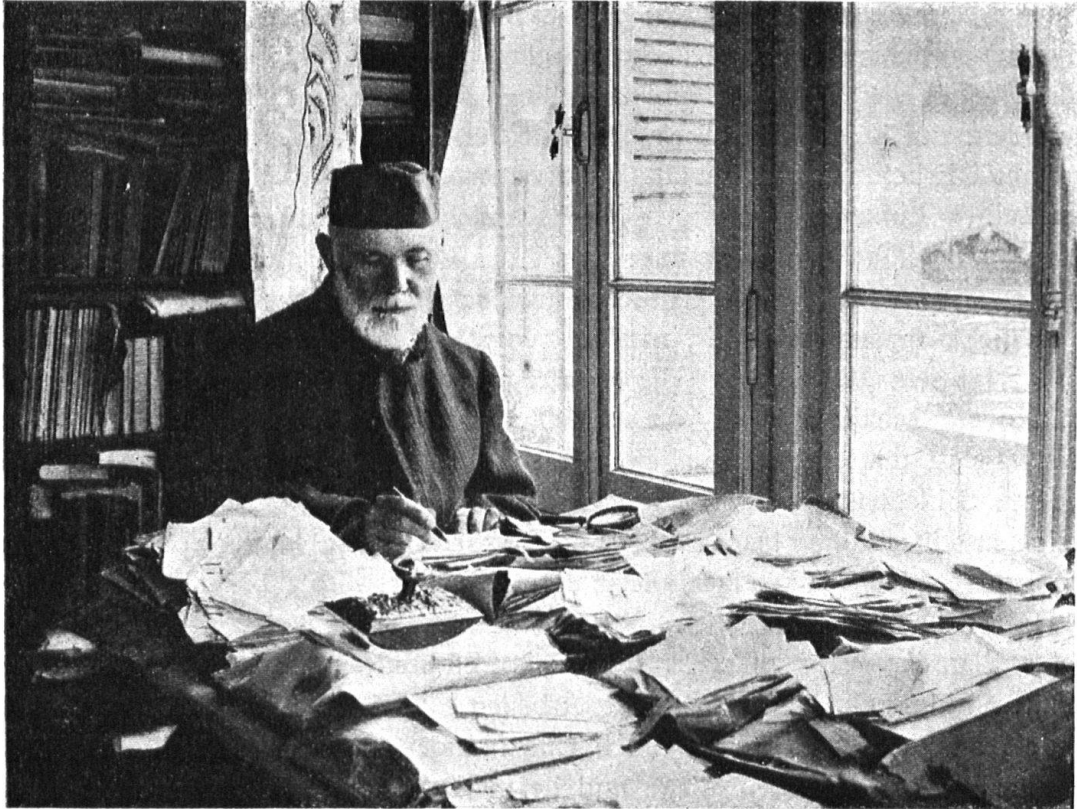


Abb. 4. Emanuel Friedli am Schreibtisch. Nach einer Photographie.
Fig. 4. Emanuel Friedli à son bureau. D'après une photographie.

EMANUEL FRIEDLIS BÄRNDÜTSCH.

Von *Otto von Greyerz*, Bern.

Es sind nun bald fünfundzwanzig Jahre her, dass ich Emanuel Friedli und seinen Plan zum „Bärndütsch“ kennen lernte.

Mit fünfzig Jahren aus dem Kirchendienst zurückgetreten, von schwankender Gesundheit und zu Melancholie geneigt, mit Familiensorgen belastet, unbekannt in der Gelehrtenwelt und ohne Ausweise über regelmässige oder gar abgeschlossene Fachstudien, so stand der kleine Mann mit den grossen Plänen vor mir, ausgerüstet wie David, bloss mit Schleuder und Stein, aber voll Glauben. Was er anstrebte und mir entwickelte, war ein unklares Gewoge von Arbeitsplänen, denen die Kraft der kristallisierenden Grundidee noch fehlte. Allein über die Reinheit der Begeisterung, die nicht der Hauch eines eitlen, selbstsüchtigen Gedankens trübte, konnte man nicht im Zweifel sein. Diesem Mann war der Beruf zu einer idealen Lebensaufgabe an die Stirne geschrieben; ihm war selbstlose Hingabe an ein grosses Werk zuzutrauen.

Und er hat das Vertrauen nicht getäuscht. Statt der vier Bände, die damals als Höchstes für seine bernische Volkskunde geplant waren, sind im Laufe von

zwanzig Jahren sechs entstanden; und wenn der Verfasser damals im Hinblick auf seine unsichere Gesundheit die Ahnung aussprach, es werde wohl nach Vollendung eines vierten Bandes mit ihm „änenabe gah“, so ist das Gegenteil wahr geworden: der jugendliche Greis, der mit fünfundsiebzig Jahren noch täglich und ohne Erholungsferien zwölf- bis dreizehnstündige Arbeit leistet, zufrieden mit dem halben Lohn eines heutigen Mittelschullehrers, steht als beschämender Beweis von Schillers Wort vor uns: Es ist der Geist, der sich den Körper baut. Aber auch mit dem wissenschaftlichen und schriftstellerischen Wert seiner Arbeit ist es nicht „änenabe gange“, sondern vorwärts und aufwärts. Von Band zu Band zeigt sein „Bärndütsch“ die in Erfahrung und Selbstbezwungung gereifte Kraft, den geschärften Blick, die vertiefte Erkenntnis, den erweiterten Gesichtskreis. Es ist uns ein Denkmal der altbernischen Zähigkeit und Treue, die in den niederen Schichten unseres Volkes, aus denen Emanuel Friedli als Sohn eines schlichten Lützelflüher Handwerkers hervorgegangen ist, immer noch fortlebt und dem geld- und erfolgsgierigen Geist der Gegenwart Trotz bietet.

Diese zähe Kraft war freilich nötig, um einen so völlig neuen, bisher nie verwirklichten Plan ins Werk zu setzen. Friedlis „Bärndütsch“ passt in keine der gewohnten Rubriken wissenschaftlicher Arbeiten. Es ist weder eine lokale Volkskunde im herkömmlichen Sinn noch eine Mundartgrammatik. Es vereinigt beides auf einem selbstentdeckten Wege und liefert einen neuen Typus volkskundlicher und sprachwissenschaftlicher Darstellung. Es wird also vor dem Richtstuhl der Germanisten und Folkloristen das Schicksal aller originalen, mit der Überlieferung brechenden Werke durchzumachen haben: die Geister, die selber original sind, werden sich von ihm fesseln lassen; die andern, denen es eine unangenehme Störung in ihren Handwerksgewohnheiten bereitet, werden ihm aus dem Wege gehen. Für diese ist es auch nicht geschrieben.

Friedlis „Bärndütsch“ ist für solche Leser geschrieben, denen weder der übliche Typus einer örtlichen Volkskunde noch der einer systematischen Darstellung einer Mundart genügen kann. Schlagen wir irgendeines der neueren volkskundlichen Werke auf, die uns ein Gesamtbild von einer Volksgemeinschaft geben wollen, so finden wir da eine Unmenge von Zeugnissen der Gegenwart und Vergangenheit vereinigt, die mehr den Eindruck einer Kuriositäten- und Antiquitätensammlung machen als den eines frischen Gegenwartsbildes. Der grüne Baum des Lebens sieht anders aus als diese Petrefakten einer Vorzeit, die meist nur im Gedächtnis der alten Leute noch fortleistet. Wir verstehen zwar, dass das gelehrte Interesse sich gerade den vereinzelt Denkmalern einer aussterbenden Kultur zuwendet, weil und insofern das gelehrte Interesse eben geschichtlich eingestellt ist, somit in der Gegenwart das Altertum sucht. Allein das wissenschaftliche Interesse des Folkloristen kann auch anders eingestellt sein, nämlich mehr psychologisch als historisch. Die Lebenserscheinungen einer Volksgemeinschaft können erforscht und aufgefasst werden als Äusserungen des Volkscharakters oder

wie man diese seelische Einheit nennen will, die sich in der Geschichte oft genug mächtiger erwiesen hat als die staatliche. Sobald nun dieses Interesse am Seelischen vorwaltet, so gibt es kaum ein Gebiet der Lebensbetätigung, das nicht charakteristische Erscheinungen aufwiese. Während also die Volkskunde bisher aus der unendlichen Fülle des Volkslebens bloss oder vorzugsweise das durch Altertum Merkwürdige, die Überreste einer verschütteten Kulturschicht und somit mehr die Ausnahmerecheinungen gesammelt und verwertet hat, sammelt und verwertet die Volkskunde im Sinne Emanuel Friedlis auch alle Tatsachen des heutigen Alltagslebens, mögen sie mit noch so modernen Einrichtungen zusammenhängen, sofern sie nur einen Beitrag zur Seelenkunde des Volkes, das er beschreibt, gewähren.

Ferner: die volkskundlichen Gesamtdarstellungen der letzten Jahrzehnte umfassen, wenn nicht gar das gesamte deutsche Sprachgebiet (wie Elard Hugo Meyers Deutsche Volkskunde), so doch immer grössere Landschaften, z. B. Braunschweig, Hessen. Freilich werden innerhalb dieser Gebiete wieder Einteilungen vorgenommen; allein auch dann geht es ohne trügerische Verallgemeinerungen nicht ab. Demgegenüber beschränkt sich Friedlis Darstellung immer auf den engen Kreis einer einzigen Dorfgemeinschaft. Die ausserordentliche Vielgestaltigkeit des Berner Landes und Volkes, die sich deutlich in der Mundart äussert, bewahrte ihn von vornherein vor dem Irrtum, als liesse sich dieses Volkstum einheitlich darstellen. Die Gewissenhaftigkeit führte ihn aber zu der Erkenntnis, dass ein einheitliches Bild nur im engsten Rahmen gegeben werden könne, und so kam er auf eine Auswahl weniger, aber bedeutsamer Ortschaften, die für eine engere Landschaft als typisch gelten konnten. Der erste Band war *Lützelflüh* als einem typischen Emmentalerdorf, der zweite *Grindelwald* als einem typischen Oberländerdorf gewidmet; der dritte stellte das Amt Schwarzenburg im Brennpunkte von *Guggisberg*, der vierte das *Seeland* im Spiegel von *Ins* dar. Die weiteren Bände, teils handschriftlich vollendet, aber ungedruckt, teils erst in Arbeit, behandeln *Twann*, das als Weinbauerdorf und Grenzpunkt zwischen Deutsch und Welsch das Seeland von anderer Seite zeigt, *Aarwangen* als bedeutender Ort des Oberaargaus, und endlich *Saanen*, das mit Lauenen, Gsteig und Abländschen eine von Grindelwald wesentlich verschiedene Sprachwelt des Oberlandes erschliesst.

Noch in einem Dritten unterscheidet sich Friedlis Werk von andern volkskundlichen Darstellungen: durch die Art seiner Entstehung. Alle bisherigen Folkloristen, welche ein Gesamtbild von einer Volksgemeinschaft geben wollten, verliessen sich auf die Mitwirkung zahlreicher Personen, die irgendeinen Teil der Arbeit, z. B. ein engeres Landschaftsgebiet oder einen besonderen Gegenstand der Volkskunde, übernahmen. Der Verfasser, in der Regel ein an den Schreibtisch in seinem Berufsorte gebundener Gelehrter, war ausserstande, die Einzelarbeit in den verschiedenen Landesteilen selber auszuführen oder die auf massenhaften Fragebogen eingezogenen Auskünfte nachzuprüfen. Ganz anders bei

Friedlis „Bärndütsch“. Der Plan seines Werkes sowie die Unabhängigkeit des Verfassers von Berufspflichten erlaubten ihm eine Arbeitstechnik, die in ihrer Art einzig dasteht: er konnte nicht bloss seine ganze Zeit und Kraft ununterbrochen derselben Arbeit, seinem Lebenswerke, hingeben, sondern in dem jeweiligen Forschungsgebiet — *omnia sua secum portans* — auf drei Jahre seinen Wohnsitz aufschlagen und in fortgesetztem Verkehr mit den Dorfbewohnern alle die Beobachtungen sammeln, die die ungeheure Stoffmasse seines Werkes bilden. Dazu befähigte ihn allerdings neben der grössten Bedürfnislosigkeit auch eine Eigenschaft, die man angeborene Volkskunde nennen könnte, eine Kunst des Zuhörens und Aushorchens, des Einlebens und Einfühlens, — eine Geduld und Ausdauer endlich, wie sie nur bei selbstvergessener Hingabe an eine grosse Sache denkbar ist.

Und eine grosse Sache, grösser als nur eine Sammelarbeit zu wissenschaftlichen Zwecken, war für Friedli sein „Bärndütsch“ von Anfang an. Es sollte werden „ein Spiegel bernischen Volkstums, eine Volkskunde in volkstümlicher Darlegung“. Unter *volkstümlich* aber verstand der Verfasser, wie er es in seiner Eingabe an die bernische Regierung von 1902 schrieb, vor allem: *wertvoll*, d. h. so beschaffen, dass es unserem Volke selbst und in erster Linie den zu seiner Bildung Berufenen das sorgsam zu Wahrende seiner Eigenart vor Augen führt; die „starken Wurzeln seiner Kraft“, als da sind: Arbeitsfreude und solides Wesen, Treue und Zuverlässigkeit, ausdauernde Zähigkeit und Energie mit ihrer Durchschlagskraft. Das vornehmste Veranschaulichungsmittel aber dieses Geistigen im Unterstrom des Volkslebens sollte sein: die Volkssprache; nicht in der alle Lebenszusammenhänge ausser acht lassenden Form des Wörterbuchs, noch auch im abstrakten Schema der Grammatik, sondern in engem Anschluss an das geschilderte Leben, ja als der lebendigste Teil dieses Lebens selbst. Friedlis volkskundliche Darstellung ist darum durchtränkt mit Mundart. Alle Augenblicke lässt er ihr das Wort, manchmal bloss für einen einzelnen Ausdruck, manchmal für eine Reihe sinnverwandter Wörter, dann wieder für ein ganzes Büschel Redensarten, die ein gemeinsamer Begriff zusammenhält, dann für eine seitenlange Erzählung, für ein noch längeres Gespräch nach dem Leben, gleichsam Momentbilder aus dem Sprachleben, aber nicht aus jenem begrifflich systematisierten der Grammatik oder des Wörterbuchs, sondern jenem ungeteilten, das allein wahr und wirklich ist und in welchem Lautform, Bildungsform, Betonung, syntaktischer Zusammenhang, Wortbedeutung nebst bildlichen und redensartigen Anklängen, kurz alle Elemente der Sprache sich zu blühendem Leben vereinen. Erst so, in dieser Fülle betrachtet, erscheint dann die Mundart als das Gewand der Volksseele und wird dann zum wichtigsten Gegenstand einer Volkskunde, die in die Tiefe geht, die sich als geistigere Schwester der Tiefseeforschung ausgeben darf; denn nur aus der Tiefe fördert sie zutage, was sie sucht: die Eigenart des Volkes in seinem Denken, Fühlen und Wollen.

Ein anderes Veranschaulichungsmittel, das in den vier Bänden von Friedlis Werk reichlich zur Geltung kommt, ist die bildliche Illustration. Eine ganze Anzahl bernischer Künstler sind von Anfang an dem Werke beigestanden und haben, nach dem Beispiel des Verfassers, in längerem Aufenthalt an Ort und Stelle die zur Wiedergabe geeignetsten Ansichten, Landschaftsbilder, Wohnungen und andere Bauwerke, Volkstypen, Stilleben, Gerätschaften, Werkzeuge, Kunst-erzeugnisse usw. getreu nach dem Leben aufgenommen. Der Buchschmuck, den das Werk auf diese Weise bekommen hat, ist wohl für die meisten Augen das beste Werbemittel für Friedlis „Bärndütsch“.

* * *

Leider hat nun auch dieses ideal erdachte und mit viel Idealismus geförderte Werk die Not der Zeit erfahren müssen. Die gesteigerten Handwerkslöhne und ihr trauriges Gegenpiel: die nach rücksichtslosem Ausbeutersystem in die Höhe getriebenen Papierpreise, haben die Drucklegung der beiden handschriftlich vollendeten Bände „Twann“ und „Aarwangen“ verunmöglicht. Nach der Berechnung des Herausgebers müsste ein neuer Band „Bärndütsch“ bei den gegenwärtigen Preisansätzen und bei gleicher Ausstattung wie bisher dreimal mehr kosten als die bereits erschienenen Bände. Damit wäre dem Werk das beschränkte Absatzgebiet, das ihm bisher offen stand, unzweifelhaft abgegraben. Die Abnehmer des „Bärndütsch“ sind weder unter snobistischen Kunstgönnern, noch unter Schiebern und Kriegsgewinnern zu suchen, sondern im gebildeten Mittelstande, unter Lehrern, Beamten, Bauern und andern Freunden einer ernsthaft belehrenden Lektüre. Ihnen wäre der Ankauf eines Bärndütschbandes von 50 Fr. nicht zuzumuten.

Wenn das Werk nicht in der Not der Zeit stecken bleiben soll, so bleibt seinen Gründern und Förderern nichts anderes übrig als die Beschaffung von Geldmitteln zur Erleichterung des Ankaufs. Das ist die Aufgabe, welche die im Sommer 1920 gegründete „Bärndütsch-Gesellschaft“ sich gestellt hat. Nach welchem Plane sie sich die Lösung dieser Aufgabe ausgedacht, ersieht der Leser aus dem nachfolgenden Programm ihrer Veranstaltungen.

Wichtiger als das bare Geld aber ist uns ein grosser Zuwachs von Lesern und Käufern des Werkes. Wir wenden uns daher an die Mitglieder der Schweizerischen Vereinigung für Heimatschutz mit der Bitte, Friedlis „Bärndütsch“ durch Bestellung sei's der bereits gedruckten, sei's der noch ungedruckten Bände zu unterstützen.

Hier auch gilt es ein Stück Heimat zu retten, nicht ein für die Zukunft bedeutungsloses Altertum, sondern ein fort und fort lebendes Denkmal unseres Volkstums. Unsre Mundart ist die innerste, innigste Heimat unseres Geistes. Und ein Werk, das, wie Friedlis „Bärndütsch“, uns den Sinn und Wert dieser Heimat näherbringt, hat eine grosse volkserzieherische Aufgabe im Geiste des Heimatschutzes zu erfüllen.

Aus Dr. Emanuel Friedli's Werk

Bärndütsch als Spiegel bernischen Volkstums.

Textproben aus dem ungedruckten fünften Bande „*Twann*“.
(Mit Weglassung von Anmerkungen und Erläuterungszeichen.)

Seelenverfassung des Rebmanns.

(Aus dem Abschnitt „Der Weinberg als Brotkorb“.)

Schmerzenreiches Menschentum ist seit zwei Jahrzehnten die Existenz des *Räbechrätzer*, dessen Bodenbesitz und dessen gesamte Lebenslage ihn zwingen, *sis ganze Gäärstli i d' Rääbe z'gheie* und mit deren Pflege *sis Läbe z'mache*. Das heisst in vollem Wortsinn: *es schwäärs Lääbe duure mache (duure jehre)*. Denn auf halbe Menschenalter verteilt sich das Heben und Sinken der Schicksals-Wagschalen, das der *Wiibuur* mit den Sätzen kennzeichnet: *D'Räbe zieh äim ab bis uf ds Hemmli, und de legge si äim o wider e halbliinigi Gchlädig aa*. Oder: *D'Räbe zieht dem Maa ds Hemmli abb un läit ihm wieder e Mantel aa*. Oder (Erlach, Gals, Ligerz): *d'Reebe zieht dem Maa d'Chutten ab un läit ihm umme-n äini aa*. Flacher: *D'Reebe zieh der Besitzer abb; aber si legge ne umme warm aa*.

Die Varianten lassen durchblicken, wie bis zum Herbst 1915 mit dessen lokalbeschränkter Wendung zum Bessern die Fehljahrreihe links des Sees als eine geradezu katastrophale empfunden wurde und wird, während rechts des Sees der Ausfall grösstenteils durch Betriebswechsel gedeckt werden konnte und gedeckt wurde.

Hier war und ist es also trotz den ebenfalls verdriesslichen Erfahrungen leichter als dort zu sprechen: *Es hilft e käi Pfiifferling, äim Blätzen abzjammere! I pfiffe der nid druuf!* (emmentalisch: *i pfif der druuf*), dass du so missmutig *chuuderist* (grollst). *Tüet dier d'Wält lo sii, wi si isch, so chunnts guet*. Wozu die Rede: „*Es isch mer erläidet (verläidet)! I schaffe wi der räinst Sündeböck (Aschenbrödel), wi n en arme Sünder, un es battet niit u bschiesst niit u het no nie niit bschosse. I muess mi verwäärche (durch Arbeit zugrunde richten) und meine Existenz verlochche. Meine Reben heissen ds Eeländ; sie tragen mir nichts ein als Fijliibertrechcheni u Hitz. I muess i de Rääbe verräble. I cha niit erzwänge un ha no niit erzwängt, no niit zwunge (durchgesetzt).*“

Wär het dier *dä Idee* (den Gedanken) i Chopf gsetzt, es sig alls *i Grundsboden ine* verpfuscht und verderbt? Und du miessisch *jauste* (hasten) wi n e *Raxihund* un e *bhääbige* (knauseriger) *Gizchrage*, dem der *Benefiss* („der“ Gewinn) vo sim Gschäft *Chimmi* (Kümmel) iitrag, dass er *Gäld z'frässe häig* u si chenn *uufllaa* u si *plääje* wi n e *fäisse Chrott uf em Dinkel* un wi di alte *Bärnerhere e Stuehl i der Chilche haa?* *Dä häimli fäiss* (verdrückt, schlau) *fremd Heer* bschummet mi, wi n er *chaa* u *maa* un *plaaget* mi wäge *Zahlereie*, wenn ig ihm scho mängs Jahr mis *Mostli* (Rebenertrag) ggää haa fir ihm *enggäage z'choo* un (meinen Verpflichtungen) *nooz'choo* un aso's mit ihm *z'rangschiere*. Är chennt *zfriide sii iber mi!* Un wenn i no meh *Bächch haa* mit ihm, de isch es de *uustubacket!*

Warum sollte nicht ein schuldlos ökonomisch Erkrankter, wenn *der letscht Notchnopf doo isch*, seinem Unmut in solchem Zorne Luft machen?

Allein, die Grundstimmung des echten alten *Räbme* aus einer Zeit, *wo no epper het meege Rääbe schaffe*, ist das drum doch nicht. Als beredter Schweiger steht vor uns dieser Siebziger, dessen Handgelenk *Näärve* (Sehnen) wi *Weschsäili* aufweist und auf dessen *abgwätteretem Gesicht* in eigenartig anmutendem Minenspiel eiserne Entschlossenheit abwechselt mit entsagungsfähiger Sanftmut. Das sind *Manne*, die an der Seite gleichgearteter Frauen und an der Spitze geistesverwandt gebliebener Söhne und Töchter ein Geschlecht fortsetzen, dessen eine wirtschaftlich neuzugestaltende Zukunft dringend bedarf; *Nature vo Isen u Staal*,



Abb. 5. Charakterkopf aus Twann. Federstudie von Karl Häny, Bern. — Fig. 5. Tête caractéristique, Douanne. D'après un dessin à la plume de Karl Häny, Berne.

währschafte, allzeit ganze Arbeitsgewänder, die allerdings vom vornehmen *Gstaat* sich wie Lumpen abheben; und die *Pudle* (Einzahl: der *Pudel*, das *Pudeli*, mit offenem o, etwas ganz anderes als der Hundename *Pudel* mit geschlossenem u) sind anscheinende Knirpse, an denen *nüüt wäär weder* Mittelleib, die aber als tapfere Arbeiter sich ausweisen.

In gleich barschem und herbem Verein von Humor und Stolz fährt der Existenzkämpfer fort: Es bruucht niemmer *d'Nase drinn z'haa*, dass *mier o griiseli müesse hüesele u churz abbisse u numme Gaffee u Brot haa alli drei Mool im Daag* u von aim Tag uf der ander luege, wi-me meg *gschliiffe* un, we men *uf de Nesten usse isch*, si wider *bchiimme* („bekeimen“). Aber mi muess *gäng druf los hoffen u schaffe!*

Aus solcher seelischer Spannung kommt ja überhaupt der Weinbauer nie heraus. Auch nicht wenn die Reihe der Jahre, *wo me nid emool fir ihn sälber es bar Triibel z'ässe 'berchunnt*, abwechselt mit solchen, wo n *es Triibel git, was me ma abrupfe*; wo n *es n-ieders Gritzeli* es scheens, *vollko'mes Beer* git, und alle die Beeren ganz *Schwettine Wii*; wo kein Stock leer bleibt und der Rebmann zum Spruch begeistert wird: So rächt!

deren alle Intelligenz und alle Sorgsamkeit auf den Plan rufende Arbeit sie Tag um Tag in anregungsreicher Spannung erhält, die letzten Fasern der Leibes- und Seelenkraft *fiire zieht* und *us enand nimmt*. Gestalten sind das, deren Standhaftigkeit und Ausdauer, deren Ergebung in die Vorsehung und deren Dankbarkeit für jegliches Gute auch schon in schlimmen Krisen zu *friihere Zite* ihnen *het ghulffe duurehaue*. Aber *si erzäige's nit; si rede nit dervo; si hocken uf ds Muul*. Redet schliesslich einer doch, so mag es lauten: *Jää, d'Lit si eermer weder dass me mäint*. Aber *käine lauft verhudlet desume, u d'Chind gange ganz u suufer i d'Schuel*.

I de Hudle erzieht me d'Pudle, sagt der Seeländer. Das *mäint*: schlecht (= schlicht) und recht sich durchschlagend erzieht man auch seine Kinder zu anspruchlos unverwöhnten Daseinskämpfern. Die *Hudle* sind hier



Abb. 6. Alte Frau aus Twann. (K. Häny.) Fig. 6. Vieille femme, Douanne. (K. Häny.)

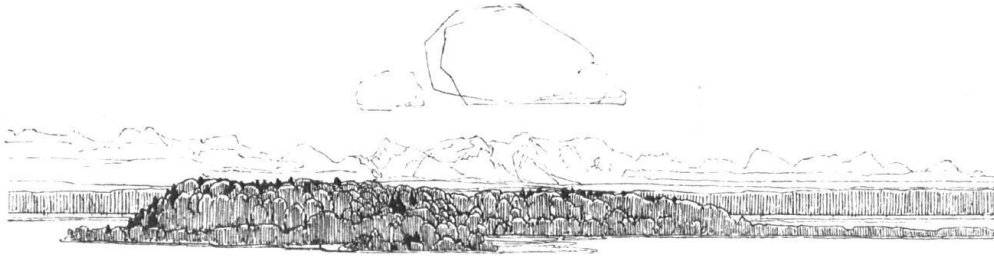


Abb. 7. Twann vom Rebberg aus, mit Petersinsel. Nach einer Federzeichnung von A. Jaeger-Engel in Twann. — Fig. 7. Douanne et l'île de Saint-Pierre, vue prise des vignes. D'après un dessin à la plume de A. Jaeger-Engel, à Douanne.

Wenn jede singt, so git's e guete Chor! Auch wenn solche Jahre verheissungsvoll sich aalöö : Mier hai ne no nit! „Zwischen Lipp' und Bechersrand schwebt der dunkeln Mächte Hand.“ Bis nahe zur Ernte ist eine schlimme Wetterlaune z'ersoorge; und mi cha vo Gott danke, wenn sie schadlos vorübergeht. Sonst aber: He nu so dee!

* * *

Winzer und Winzerinnen echten Schrots.

(Aus dem Abschnitt „Der Weinberg als Brotkorb“.)

„Du hesch doch süst ghaa! U jetz nüüt! Was isch mit dir? Was soll das sii? A ba! Lueg, dir chehren i der Rugge.“ — „Du cheibe Stock, di trääjen-i uus!“

Jene aus bewegter Seele heraufgeholtte Strafrede des echten alten Walperswiler Rebmannes *Joni Christe* wie diese gegensätzlich rohe, mit einem *Stupf* begleitete Apostrophe eines *Seebutz* galt je einem der Weinstöcke, welche bei Besichtigung der „Gescheine“ erstmals die in sie gesetzten Hoffnungen nicht zu erfüllen versprochen. Was aber der Mann *lut 'dänkt het*, sagen sich seine währschafften Berufsgenossen *hübscheli*.

Denn der echte Rebmann steht mit seinen Pfleglingen auf du und du: sie sind ihm *schier gar* Personen, denen bloss wegen ihrer überaus grossen Zahl noch *d'Näame* zu fehlen pflegen.

Doch gibt es Beispiele von solchen. *Gchenne tuet* er drum doch *en iedere* von ihnen. So rasch er *bim schniide, stickele, erbräche, hefte* jeden einzelnen Stock erledigen muss, *es nieders Auge fasst er i ds Auge*. Er kennt eines jeden Alter und Art, Tragfähigkeit und Dauer, Empfindlichkeit und Launen.

Ke Wunder: ist doch die Rebmannsarbeit die individuellste unter allen Landmannswerken! Da lässt sich nichts *i ds Generee*, nichts ins blaue Allgemeine hinein abtun wie im Ackerfelde, wo es heisst: *e Händöpfelstude ist e Händöpfelstude!* oder wie im *Chleecher*, wo unter der rauschenden Sense Butz und Benz miteinander fällt: das zierlich rote Sammetkäppchen und der *miggerig, nüütrootsig Stängel*. Denn nichts lässt sich mit irgendeiner Maschine ausrichten. Selbst der *Räbflueg*, der zwischen den

meterweit abstehenden *Reie* (*Rangscheie = rangées*) der französischen Brachfelder die schwere Arbeit des *Häcker* vortrefflich ersetzt, hat im westschweizerischen Rebgelände mit seiner dichtern Pflanzart *ke Siin*. Hätte nicht vor zwei Menschenaltern die längere Zeit als *chrützdumm* verdamnte *Schniidschääri* nach erbittertem Kampf das *Räbmutzli* aus dem Felde geschlagen: die noch heutigen Winzergeräte könnten samt und sonders den Spötter an die Zeit erinnern, „als Noah aus dem Kasten war“. Nicht einmal die elektrische Energie kann bisher dem Winzer als *Chumm-mer-z'Hülf* dienen; bloss das *Liecht* der Blitzkraft *chan ihm e chlei zünte*.

Hüb Chopf! und *lueg uf d'Fingere!* lautet drum die allstündliche, allminütliche Selbstmahnung des zur konservativsten aller Arbeitsmethoden genötigten Winzers. Folgt er ihr nicht, so *verchlage-ne* diese wehr- und hilflosen, mit dem Fuss im Boden wie in einem Block *aagchöttelele*, aber die Ranken wie Arme und Finger nach ihm ausstreckenden Kinder des Weinbergs. Sie sind ihm Anvertraute, Schutzbefohlene.

Nein, mehr: Gefährten des Lebens und drum auch Weggenossen des Todes. So jenem Twanner Eduard Gerster auf dem Kapf, der (1874) statt eines schablonenhaften *Grabstäi* und *Rosestock* sich einen währschafte *Räbstock* mit *Triibel* auf sein Grab erbat. Der zierte denn auch lange Zeit, wohlgepflegt, die Ruhestätte des friedlichen Kämpen. Er redete von einem mannhaft nach vollbrachtem Tagewerk — *wenn mis Mätteli gmääit ist* — vorgesehenen Tod. Was aber antwortete jener augenscheinlich vom Sensenmann 'zäichnet Ligerzer Sigerist und Totengräber Fritz Begré, genannt Schwizer, † um 1875, seinem *Dokter*,



Abb. 8. Malerische Hintergasse in Twann. (A. Jaeger-Engel.)
Fig. 8. Ruelle pittoresque à Douanne, par A. Jaeger-Engel.



Abb. 9. Knabe am Erde-Tragen, Twann. (Zeichnung von Rud. Mürger, Bern.)
 Fig. 9. Garçon, portant de la terre, Douanne. (D'après un dessin de Rod. Mürger, Berne.)

der höchst erstaunt ihn auf den Beinen und mit dem *Stäcke* als drittem Beine statt zu Bett antraf und launig anredete: Jä waas, dier furt? Dier stäärbet ja hüt!? „I ha nit der Wiil z'stäärbbe; die grossi Rääbe isch no nid gsticket!“ Der Mann führte allerdings keinen einzigen Pickelschlag mehr; der *Doohe* (Docht) glomm letztmals *ennersch* auf und erlosch. Es blieb jenem das Lebensausmass des andern Ligerzers, *Tavi Gall* († 1907) versagt, der noch *vierenüünzjährig des ume gschächlet isch wi ne Junge*. So *arbäitet* und *tshiggeret* und *fuggeret* (hantiert) *flingg* und *tijig* und *luftig* (spielend leicht) noch mancher bloss um ein Jahrzehnt ärmere Seeländer und manch eine scheinbar oder wirklich *räässi Rääbfrau* (1774).

* * *

Vom Heftet.

(Aus dem Abschnitt „Des Weinstocks Anzucht und Pflege“.)

Beginnt der *Sticklet* oben im Weinberg, *so foot me hingäge z'underisch aa hefte*, ostschweizerisch: Rääbe binde, welsch-schweizerisch: *relever* und *attacher*. Das verrichten nun auch Kinder, sogar sechsjährige, mitunter sogar sorglicher als Männer, denen das *z'weeni isch*. Namentlich Schulmädchen verdingen sich denn auch als *Heftermäitli* (oder *-mäidschi*) zu grossen Weinbergbesitzern, um so während eines drei- bis *vierwüchige Heftet* neben dem Unterhalt täglich so 80 bis 180 Rappen (um 1840: 4 Batzen) zu erwerben. Der eigenen Familie arbeitende Kinder rechnen wenigstens *es Par Schueh z'verdiene*. Das setzt freilich ein äusserst fleissiges Auskaufen der schönen Tage voraus; denn der Brotherr rechnet bei jeder Person auf die knappe Bewältigung eines halben Mannwerks im Tag; ein Pensum, welches sich leichter beim „Erbrechen“ (= Ausbrechen der überflüssigen Triebe, Schosse oder Blätter) erfüllen lässt.



Abb. 10. Junges Mädchen aus Twann. (Rud. Münger.) — Fig. 10. Jeune fille, Douanne. (Rod. Münger.)

Landschülern ist übrigens solcher Erwerb um so eher möglich, da er grösstenteils mit den *Heuet-Ferie* zusammenfällt, welche aber im *Wiiland* zu vierwöchigen *Heftetferien* verlängert werden.

Aber nicht alle sich Meldenden sind brauchbar! Vor allem nicht die *lamaaschige, lääie, pflegmatische Lütli*, denen das Arbeiten in der Hitze *e z'wideri Sach isch*. Aber auch nicht die *Schutzgatterine*, die wie *Zwiirbel* im Arbeitsgebiet *ume hustere*. Wohl aber *schaffigi Buursch*, deren jedes an seinem Platz bei besonnener und anhaltender Hantierung *si under enandere riehrt*. Denn häufig gilt es, bei gutem Wetter noch einen Abend für die Erledigung eines fernen Weinbergs auszukaufen, der sonst einen neuen kostbaren Tag *verschnätzleti*. Da muss man ein altes *Gampeler Mütterchen* hören, dem *i de längste Daage* das Tagewerk *vom halbi sächsi am Morge bis am nüüni z'Nacht* noch zu kurz war und das, von der Dunkelheit der „dritten Stunde“ überrascht, einmal ausrief: *Bim Tüüfel häi di Tage nüüt meh daar!* Oder eine *Ligerzere*, welcher der Kirchturm *nüüt macht weder äi Stund no der andere schloo*, und die ihm endlich Schweigen gebietet: *Eh du chäibe Tuurm, wosch du's Muul halte!*

Ja, *ds Heften isch e pressierigi Arbäit!* Wär nid am vieri, füüfi ufstätt, isch e *Fuulhund*. U vo *Mittag mache* isch doo käi Red!

Bloss zu rascher Mahlzeit zieht die Meisterin *der Schurz ab u hänkt ne an e Stickel*, für e *chläi Schatte z'mache*.

Die *Heftetferie* sind also selber wieder *e Schuel*, und zwar eine ganz ausgezeichnete Schule des Fleisses, der Ausdauer und der Sorgfalt. Denn *daas will öppis sääge* (öppis hässe), in *v'licht zwänzg Mannert* zu *angfährt zwölfhundert Stöck* die immer gleiche Arbeit verrichten. Da müssen die in ihrer strotzenden Saffthülle überaus zarten, zerbrechlichen und *wi liecht* vom Holz sich lösenden jungen *Schösser*, die, vielfach von Wind und Regenflut gepeitscht, *wi Frambeeridöörn über e Boden us schnoogge*, schön im *Boge voruuf gnoo* und an die *Stickel gheftet wärte*. Dabei ist die Vorschrift zu befolgen: *gäng z'eersch die chliinne Schössli aabinde u de di grosse Schoss*. Ganz *chuurzi Stümpli* aber, die nicht den *Stickel* erreichen, sind an grössere Schosse zu heften. Sonst werden die Traubenansätze (*Söömme*) mit *iibunde* und in ein Gewirr verwickelt, ohne dass sie, wie erforderlich, *hilb häi*. *E gheftete Stock soll usgseh wi n es Chuderbälli am Chunkelstücke*.

So belehrten uns, den *äxbräss e chlei ungeschichte Lehrbueb*, als unvergessliche Lehrmeisterinnen die zehn und acht Jahre zählenden *Ligerzer Mädchen Martha und Fanny Andrey*. Sie zeigten uns aber auch die Manipulationen des Heftens.



Abb. 11. Knabe aus Twann. (Rud. Münger.) — Fig. 11. Jeune garçon, Douanne. (Rod. Münger.)

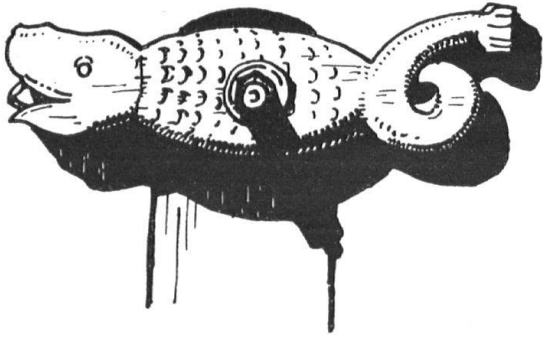


Abb. 12. Ryberli in Form eines Delphins (kleine verschliessbare Ausgussöffnung am Fass. — Fig. 12. Guillet en forme de dauphin (sorte d'ouverture pratiquée dans un tonneau et qui se ferme à volonté).

Obwohl (auf dem beigegebenen Bilde) die Kleinere eben *biischösslet*, trägt doch auch sie, gleich der Grössern und wie heftende Männer und Frauen tun, das eigene *Heftfüürte*. Das birgt in halboffenem Sack ein Bündelchen *füechts Heftstrau*, das die Sonne nicht *uuströchne* und brüchig machen darf. *Sust wurd ds Band uufspringe*. Das geschätzteste Heftstroh ist *Roggenstrau*, welches vor vollendeter Reife der (mit verwendeten) *Ähri* geschnitten ist. Grössere Rebenbesitzer legten sonst etwa selber *chliinni Roggenacherli* an; das meiste Material kommt jedoch durch Handel aus dem Jura, in besonders feiner und starker Qualität aus Couvet in ungefähr fusslangen *Heftschauben* (1825). Auch die Einfuhr deckt indes den Bedarf so wenig, dass der Ersatz durch Binsen und andere *Längi Lische*, besonders *Fimmele*, gedeckt werden muss. Daher *gät me go binse*, und zwar (trotz allen Verboten) *uf d'Insel, uf ds Inselrohr* (den Heidenweg, s. Ins, S. 24), ins *Hagnimoos* (Hagneckmoos), ins *Dessmoos*. Statt das *Bins* oder *Bims* sagt man auch *Stöörzli*; *me gät go Stöörzli zieh*. Diese Ersatzgräser sind nämlich steif und hart. Sie werden daher *i chochhigem Wasser z'wäiche too* und *glimpfig gmacht*. In ganze *Brunnetröoge voll* Wasser erweicht man auch d'*Roggehälm*. So erhält der Weinbauer, wie er in launiger Litotes etwa sagt, für den vorläufigen Bedarf (ähnlich wie Brot) *Strau i d'Tischdrucke*.

* * *

Der Küfer.

(Aus dem Abschnitt „Das Fass im Keller“.)

Da hätti mer ds Fass. So z'säage ein Kunstgebilde, das als fertiges Werk den Meister lobt: den *Binder* oder, in echter Stammbildung: den *Bind*, alt: *Bindo*, genauer: den *Fassbind*. Der Berufsname konnte natürlich in einer weinbautreibenden Gegend entstanden sein, breitete sich aber als Geschlechtsname auffallend weit aus. Schon 1390 erscheint in Schwarzenburg *Cuno der Binder*, schon 1356 aber *Heinrich Bindo*, wie 1373 der Thuner Bürger *Johannes Bindo* und 1451 *der Bind* zu Baden im Aargau. Besonders aber begegnet uns im Amt Schwarzenburg die Wessfall-Form: (Sohn oder Tochter) „des Binden“, und diese als neuer Wer-Fall hingestellt: *der Binne* (noch um 1890). Gewöhnlich aber fasste man „des“ = „ds“ als „z“ und schrieb dies mit „Binden“ als ein Wort: *Zbinden, Zbinne*, und zwar so häufig, dass es 1883 im Amt Schwarzenburg bei 2000 *Zbinden* gab. In Luzern stand 1403 *Jennis Fassbinden Hus*, und dort wohnte 1456 *Hafts Grebel* „der Vasbind“.

In der Ostschweiz ist der Name *Fässler* üblich, in der Westschweiz der Titel *Chüeffjer* (als Geschlecht in Bern: *Küeffjer*). Der *Herechüeffjer* besorgte den obrigkeitlichen Wein. In der Funktion als Weinbesorger überhaupt ist er *Fasschüeffjer*. Im Seeland freilich und namentlich in dessen *Buureland* muss der Fassküfer, wenn er zu *sim Mues u Bbroot choo* will, als *Chüeffjer* überhaupt sich mit dem *Chüübeler* (Kübler, Schäffler) in seine Arbeit des *chüübele* teilen, die als solche allein ihm *z'gäggelig, z'niffelig*, als ein *gäggele, niggele* und *niffele* vorkäme. Er muss andererseits zusehen, wie der *Buurechüeffjer* beim Wirt als *Dokter* kranker Weine ihm ins *nöblere* Handwerk eingreift. Eine Würdeabstufung zeigt übrigens auch die Wortgeschichte nicht. „Fass“ als Gefäss ist in keiner Weise *fürnähmmer* als lateinisch *cupa* oder *copa*, woraus *Chopf, coupe* und *cuve*, sowie *cupella*, Kübel, *Chübel* und (ahd.) *chub-il-i, Chübeli, Chübli* geworden ist.



Abb. 13. Fischerboote, Twann. (A. Jaeger-Engel.)
 Fig. 13. Barque de pêcheur, à Douanne. (A. Jaeger-Engel.)

Das sagen sich denn auch die drei *näbeii* stark mit Weinbau beschäftigten Twanner Küfer Peter *Chrebs* (Krebs), Fritz Engel (der *Fritzi Chieffer*) und Ernst Meyer, der *Häiri*; sagte sich selbst der um 1830 zugleich als St. Urbaner Rebenpächter stark engagierte Vingelzer Küfer Sigmund Mühlheim von Scheuren bei Gottstatt.

Das hindert nun keineswegs das berufsstolze Aufmarschieren in blauer *Chüefflerbluuse* und schwarzem, schwerem *Chüefferschuurz*, das *Tschäppi* kunstgerecht lässig aufgesetzt, den *Chüefferschlegel* als Berufsinsigne an der Linken. Noch spricht beim *Umschauen* der auf der *Walz* befindliche *Chüeffersbursch* den Meister an: „Grüess Gott, Meister und Gesellen! Gruess vom letschte Meister! Gott bring euch Glück und Segen ins Haus und Geschäft! E fremde Chüeffler spricht um Arbeit!“ Noch wird er einem kurzen Examen unterworfen. Etwa: *Chast aastäche ohni Liecht? Chast du hölzigi Reiffte bande?* (aus Weiden — Wiidli — gefertigte Reife als Band um eine Kufe legen, so dass sie richtig schliessen). Aus dem Ton und Tempo des selbstverständlichen „Ja“ schliesst der Examinator sicher auf das wirkliche Können. Lautet der Befund günstig, so kann das *iistelle* mit der Formel erfolgen: *Du chaast aaschiebel!*

Noch *streiggt* seinerseits der Bursche, indem er wortlos *mitts i der Arbäit* den *Schuurz* *abzieht*, *furtgheit*, *uuflist*, *under en Arm* nimmt und *gäit*.

Noch singen sie bei frohmütig kollegialischer Zusammenkunft, z. B. der Verbandssektion Biel-Neuenburg, ihr *Chüeffertlied*. Jede Strophe schliesst mit der von einem *im Chehr* dirigierenden unverhofft vorgeschriebenen Zahl von *Sträich*. Wer das *Eins!* oder *Zwei!* oder *Drei!* verpasst und isoliert *witer fährt*, ist *i der Buess*. Er zahlt einen Liter oder eine sonstwie zuvor verabredete Busse. „Gewässe“ Küfer wie Fritz und Engel wissen das Lied meisterhaft mit dem trommelnden *Chüefflersträich* zu begleiten. Das Lied führt sich ein als Selbstbe-glaubigung wandernder Gesellen vor Meistern in Wien:



Abb. 14. Der Insel-Wein schwimmt nach Twann. (A. Jaeger-Engel.)
 Fig. 14. Le vin de l'île en route pour Douanne. (A. Jaeger-Engel.)

Lustig sein's wir Handwerksleut, Handwerksleut,
 Lustig sein's wir Küfer heut!
 Warum sollten wir nicht lustig sein,
 Trinken stets vom besten Wein?
 Wer trinkt vom besten Wein?
 Die Küfer!
 Wo sind sie?
 Hier bin ich!
 Lasst euch hören! Auf einen Streich! (Auf zwei! drei!)
 Küferstreich!

Wir Arbeiter Fürst' und Grafen
 Wein und grosse Fässer laden.
 Ist das nicht ein Küferstolz?
 Macht ein Fass von Eichenholz!
 „Wer macht ein Fass von Eichenholz?“
 Der Küfer! usw.

Man tut streifen, man tut fügen,
 Feur und Wasser muss es biegen.
 Ist das Fass gewärmt und genetzt,
 Wird es auf die Rollen gesetzt.
 „Wer setzt es auf die Rollen?“
 Der Küfer! usw.

(Es folgen noch weitere vier Strophen, die wir auslassen.)

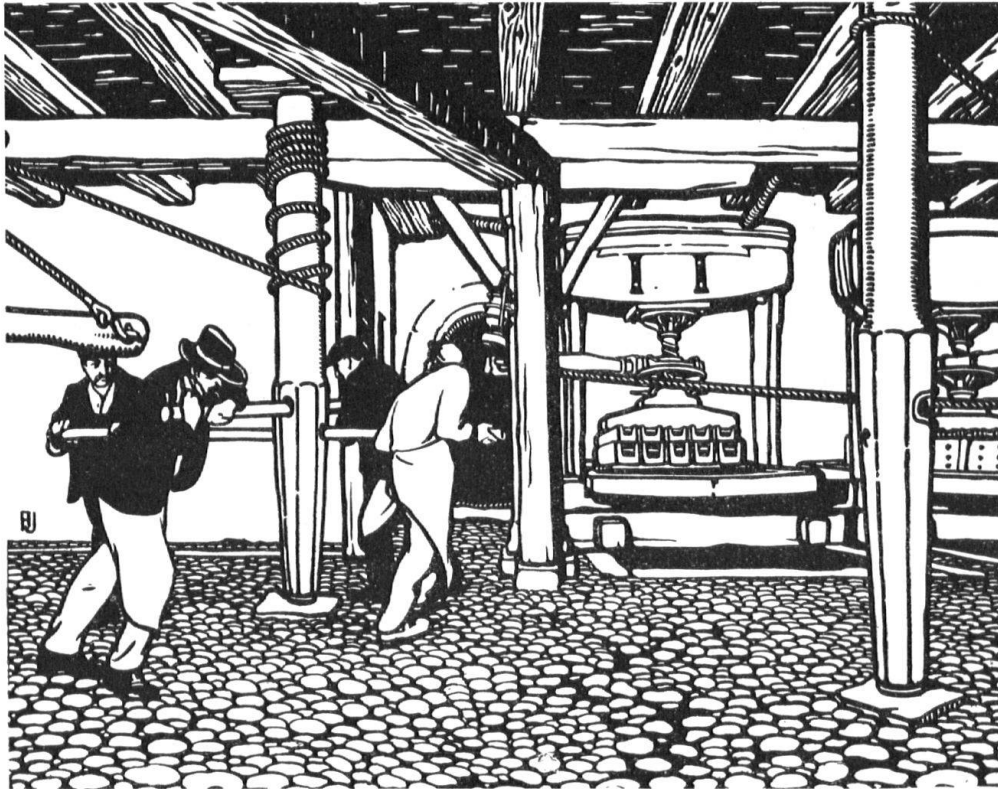


Abb. 15. Sauserzeit in Twann. (A. Jaeger-Engel.)
 Fig. 15. La saison du moût à Douanne. (A. Jaeger-Engel.)

Das nämliche Biel, aus welchem uns dieses Küferlied zugekommen ist, kannte auch einen eigenen *Chüeffler-*, *Schiffer-* und *Fischertanz*. Die hier entfaltete Beweglichkeit erscheint um vieles gesteigert bei dem Kunststück, auf das Unterende eines in der Hand gehaltenen Reifens ein Glas oder sogar zwei *platschvoll Wii* zu stellen und, *ohni e Tropf z'verschütte*, den Reifen eine bestimmte Anzahl Male mit voller Armlänge im Kreis umzuschwingen.

Ds Mäisterstücki aber vollführte an der Berner Landesausstellung 1914 der schweizerische Küfermeisterverband mit dem *Fassstäche*. Zwanzig bernische und zwanzig freiburgische Reiter aus der Zeit des 30jährigen Krieges umritten in bunten Sammetwamsen und blanken Panzern je ein mit Lanzen zu zertrümmerndes Fass, *wo's nid vil isch schad gsi drum*. U daas het gäng e chlei müesse *waggele* oder *troole*. Wär im rite mit der Lanze ds Fass droffe het, het e P'hunkt 'berchoo. E iedere Bitz Holz, wo z'Bode gefallen isch, het zwe P'hunkte gmacht. Wär e Rääfft het abgstoche, däm si drei P'hunkte z'guet gschribe worte. Fiif het's ggää fir ne Rääfft, wo z'Bode gefallen isch u fir ne jederi *Duuge* (Daube), wo abgstoche worten isch. Derbii het men aber o druf gluegt, dass si i der Ornig riti. Es isch nid e Viertelstund ggange, isch ds Bärnerfass *fütüü* gsi, un uf der Stell druuf ds Friburger oo.

INHALT VON FRIEDLIS „BÄRNDÜTSCH“. BAND I—VI

1. Band: Lützelflüh.

Hoch und tief. — Wasser. — Wiesen. — Acker. — Haus und Heim. — B'satzig. — Schiff und Geschirr. — Gewand. — Sauber. — Gesund und krank. — Rauchen. — Milch, Anke, Chäs. — Unser täglich Brot. — Das Essen. — Familienleben. — Das Heilige im Leben. — Alphabetischer Nachweiser.

2. Band: Grindelwald.

Aus Grindelwalds Bergwelt. — Des Wassers Gestalten und Gewalten. — Das Luftmeer. — Grindelwalds Himmel. — Wetter und Klima. — Alpenwald und Alpenpark. — Aus dem Wildtierleben. — Bauernbotanik. — Das Gehege. — Das Familiengut in Tal und Vorberg. — Das Gemeingut der Alp. — Das Gvicht. — Milchwirtschaft. — G'hälter. — Haus und Häuslichkeit. — Verkehr. — Eigen, Eigentum, Eigentumszeichen. — Phantasie, Märchen, Sage, Geschichte. — Die Kirche und die Welt. — Alphabetischer Nachweiser.

3. Band: Guggisberg.

Die Landschaft. — Wald und Wild. — Tiereni und ihr Nutzen. — Futter. — Um e Hubel um. — Hausbau. — Im Hause. — Anzug. — Zusammenleben. — Handel und Wandel. — Armenwesen. — Kirche. — Auszug aus dem alphabetischen Nachweiser.

4. Band: Ins (Seeland, 1. Teil).

Das Eiland der Juragewässer. — Versumpfung und Entsumpfung. — Im Reich der schwarzen Erde. — Wald, Wild, Weide, Wiese. — Von der Ackerkrume zur Brotkrume. — Vom Ei zum Käse. — Häuslichkeit in Ankers Heim. — Das Seeland im Krieg. — Schwert und Stab. — Das Chorgericht von Ins.

5. Band: Twann (Seeland, 2. Teil) wird enthalten:

Der *Bielersee*. Sein Spiegel. Die Insel. Schiff und schiffere. — *Seebutzenheime*. Das Südjuragehäng. Am Twannbach. Der Fels als Ägide. Unheimliche Übermächte. — *Kinderspiel auf Platz und Gasse*. Fisch-Bestand und Fischerei. — *Vom Waldbaum zum Baumgarten*. — *Weinbergnamen* als Kulturzeugen. — Der *Weinberg* als Brotkorb. — Des *Weinstocks* Natur: Wein und Rebe. Sorten. — *Weinbau*. Grund und Boden. Anzucht und Pflege. — *Weinbergschutz*: Feindliche Kleinlebewesen. Rebhut. — *Weinernte*: Leset. Läsersunntige. — *Weinbehandlung* und *Weinhandlung*: Trüelfass. Handel. — *Trinken*. — *Wegfahrt*: Weg und Steg. Tragen. Strasse und Bahn. Post. — *Industrie und Handel*: Behausung und Gerät. Uhrenmacherei. Kauf, Kram, Markt. — *Polizeistaat und Geistesmacht*: Sieben Eichen und Niklaus Manuel. Der Täufer-Bänz. — *Heilige* Personen, Orte (Ligerzer Kirche u. a.), Zeiten, Handlungen. Kirchgemeinden. — *Der Berner Kirche Sozialismus*. Bei den Epileptischen in Tschugg. Die Unheilbaren zu Mett und Neuenstadt. Pflegebedürftige zu Haus. Schwache Kinder im Weissen Haus. Die flügge Jugend im Welschland.

6. Band: Aarwangen (Oberraargau) wird enthalten:

Aarwangen im Oberraargau. — Des Wassers Kraft in des Menschen Dienst. — Bodengestalt und Bodengehalt. — Wald. — Wildtierleben. — Obst. — Bebauungsarten. — Futter und Frucht. — Pflanzblätz und Gartenzier. — Viehpflege und Viehnutzen. Der Stallfeind. — Chääs. — Arbeiten. — Gewerbszweige. — Gewand. — Handel und Verkehr. — Persönlichkeit. — Volk. — Not und Hilfe. — Pfarrer Ammann. — Kirchen.

Band I—IV kosten broschiert je Fr. 17.50, gebunden je Fr. 20.—.

Verlag A. Francke A.-G., Bern.
